



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Holland in Noth. II.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

sich ein Publicum zu machen, nicht jedem dieser Blätter glückte, durch eine Angriffsdrohung eine Betheiligung bei größeren Emissionen herauszupressen; und dennoch waren sie im Stande, ihren Mann zu ernähren und ihm eine oft relativ glänzende Stellung zu verschaffen. Der Schlüssel zum Geheimniß lag in den Inseraten. Erhielt man keine Betheiligung, so erbettelte man wenigstens das stets reich bezahlte Inserat der neuen Anleihe oder Actienausgabe, an denen es ja in keiner Woche mangelte. Außerdem aber waren die großen Eisenbahngesellschaften dieser gesammten Austerpresse von vornherein tributpflichtig. Jede dieser Bahn-Compagnien hatte soviel Werg am Rocken, so viel zu vertuschen und zart zu behandeln, daß jede Stimme, welche die allgemeine Harmonie hätte stören können, sorgsam ferngehalten werden mußte. Es kam außerdem, bei der allgemeinen Höhe der Betriebskosten, so wenig auf diesen kleinen journalistischen Preßfonds und seine Vermehrung um einige Tausend Franken an, daß man ohne Weiteres bei den Bahnverwaltungen die Rechnungen für Inserate, betreffend die Compagnie, von Seiten der beliebigen Finanzjournale präsentiren konnte, und jedesmal sicher war, die Zahlung nicht einen Moment beanstandet zu sehen. So konnte es kommen, daß neulich noch, kurz vor Ausbruch dieses Krieges, an der Kasse der Ostbahn auf dem Straßburger Bahnhofs kurz nacheinander drei Rechnungen verschiedener Börsenzeitungen eingereicht und bezahlt wurden, bei denen eine zufällige Vergleichung der Belegblätter ergab, daß der Text in allen dreien genau Wort für Wort derselbe war, daß man nur den Titel geändert und die ganze Publication lediglich unternommen hatte, um vom Ertrage der Annoncen, die mithin blos einer imaginären Verbreitung genossen, ruhig und in Frieden leben und zehren zu können. Et nunc erudimini.

## Holland in Noth.

### II.

Betrachten wir nun den Einfluß, welchen der Krieg auf uns ausgeübt hat, so kann man vorläufig nur sagen, daß das Gefühl unserer Hilflosigkeit recht deutlich hervorgetreten ist. Unsere Neutralität war uns von der Natur angewiesen. Alles vereinigte sich im Verlangen nach derselben, trotz der sich Anfangs aussprechenden verschiedensten Meinungen und Sympathien. Man wußte nicht recht, wem man die letzteren zutragen sollte, man fürchtete sich selbst durch das Aussprechen seiner Meinung die Neutralität des Staates

in Gefahr zu bringen, und betheuerte laut seine Gefinnungslosigkeit. So wie aber die Siege der deutschen Waffen und die Enthüllungen über die Entwürfe Benedetti's kamen, schöpfte man Muth. Mit der Erkenntniß des physischen und moralischen Uebergewichts der Deutschen kam auch das Bewußtsein der Stammverwandtschaft zurück. Nur unser Hof scheint sehr stark zu dem der Tuilerien hingeneigt zu haben, aber die Strömungen in den höchsten Regionen haben glücklicherweise sehr wenig Einfluß auf den Gang unserer Geschäfte.

Man sprach offen seine Freude über die deutschen Siege aus, und die Hoffnung, daß alles Uebergewicht Frankreichs gebrochen würde. Dennoch blieben französische Sympathien auch im Volke bestehen. Das Organ der konservativen Partei, das Tageblatt vom Haag und die ultramontanen Blätter können ihre Abneigung gegen Deutschland nicht verhehlen. Aber auch nach der Katastrophe von Sedan ist eine Reaction gegen deutsche Zuneigung zu spüren. Man hat sich hier in das Vorurtheil hineingelebt, daß Kriege nur durch Regierungen geführt werden. Man glaubt lieber Versicherungen eines Favre, daß die französische Nation den Krieg nicht gewollt hat, als sich durch die Geschichte unseres Jahrhunderts belehren zu lassen. Deutschland führt deshalb seit der Gefangennahme Napoleon's Krieg gegen das unschuldige Frankreich. Nach Sedan hätte der Frieden geschlossen werden müssen; auf welche Weise? darüber ist man sich natürlich nicht klar. Es ist der nur zu natürliche Wunsch nach Frieden, der die Holländer ungerade gegen die Deutschen macht. Dieses Verlangen und der Mangel an Erkenntniß der Natur des gegenwärtigen Krieges geben sich in der Constitution eines „Friedensbundes“ kund, der mit allerhand Hausmittelchen die Menschheit von dem schrecklichen Uebel des Krieges erlösen soll.

Solche unrichtige Vorstellungen sind einem größern, wenig gebildeten Publicum zu verzeihen, nicht aber einem Geschichtsforscher wie Herr Green van Prinsterer. Man würde vielleicht zu weit gehen, ihm absichtliche Fälschung der Geschichte — wogegen er selbst so sehr eifert — vorzuwerfen, aber man kann sich des Gedankens an eine solche nicht erwehren, wenn man ihn aus Citaten von Thiers, Guizot u. a. beweisen hört, daß die Franzosen ein friedfertiges Volk sind. Herr Green scheint die ministerielle Thätigkeit Thiers' in den 40er Jahren, seine und Favre's Reden im Jahre 66, vergessen, erscheint in einem Worte sein historisches Wissen verlernt zu haben.

Aber Herr Green ist zu viel Parteimann um ein vorurtheilsfreier Historiker zu sein. Der Führer der Antirevolutionären sieht in Napoleon sowohl als in dem Grafen Bismarck Revolutionäre nach Stahl'schen Begriffen. Das Nationalitätsprincip ist ihm ein Greuel; der Krieg gegen Dänemark, die Annexionen Hannovers und des Elsaß sind ihm Thaten der Revolution,

Trotz alledem ist Herr Green ehrlich genug, zu erkennen, daß auch die Niederländer im weiteren Sinne des Wortes Deutsche sind. Er findet einen innigen Anschluß an Deutschland, ein Schutz- und Truxbündniß mit demselben sehr wünschenswerth. Was er damit meint, ein Defensiv-Bündniß oder eine Militär-Convention, sagt er nicht. Für ersteres würde Deutschland derzeit wohl danken, und durch die letztere wäre unsre Selbstständigkeit schon theilweise verloren. Würden die Holländer das wollen?

Aber selbst den Einsichtsvolleren, welche die Natur des gegenwärtigen Kampfes erkennen und den Deutschen in gewisser Hinsicht Recht widersfahren lassen, wie z. B. Prof. Tellegen in seiner Broschüre: „Deutschland und Niederland“, bleiben noch immer die Bedürfnisse der deutschen Nation, die geheimen Triebfedern, welche das Volk bewegen, fremd. Freilich, es ist für den Ausländer eine ungemein schwierige Aufgabe, sich in die Kenntniß aller kleinen und großen Verhältnisse und der verschiedenartigen Getriebe, welche Ursache und Wirkung der deutschen Zersplitterung waren, hineinzuarbeiten. Man kann sich nicht damit versöhnen, daß die Einigung Deutschlands mit gewaltsamen Acten verbunden war, daß dabei nicht Alles so gleichmäßig parlamentarisch in gesetzmäßiger Form stattgefunden hat. Und wie dem Holländer die eigne Staatsform zum politischen Dogma geworden ist, so legt er diesen Maßstab selbstgenügsamer Vortrefflichkeit auch an Andere. Die Deutschen werden uns wohl am allerwenigsten verübeln, daß wir vorläufig unsere Staats-Einrichtung der ihrigen vorziehen; sie werden selbst erkennen, daß wir mehr Freiheit genießen; aber nur Beschränktheit kann behaupten, daß unser Parlamentarismus in Deutschland zum Ziele geführt hätte. Eine sich kräftig und neu entwickelnde Nation hat ganz andere Bedürfnisse als eine alte, fertige, wie wir, oder die Engländer.

Der Scepticismus der Holländer, ihr Mangel an Idealen beim Einzelnen sowohl als bei der Nation, hat sie zur Bemitleidung jener Persönlichkeiten gebracht, die im Streben nach höhern Zielen zu edler Aufopferung schreiten, weil sie sich dazu berufen fühlen. Prof. Tellegen z. B. nennt solche Leute Fanatiker. Muß nicht ein Volk, das alle Ideale principiell von sich abweist, nicht verdorren? Oder sollen wir unser Stilleben als ein solches betrachten?

Man würde sich täuschen, wenn man die Aufopferungsfähigkeit unseres Volkes in den Begebenheiten dieses Sommers suchen wollte, z. B. in dem pünktlichen Erscheinen der bei der Mobilisirung unserer Armee einberufenen Mannschaften. Die Leute erschienen bereitwillig, wenn auch nicht gerne, aber bezeichnend war die Ironie, mit welcher über die militären Maßregeln der Regierung gesprochen wurde. Es stellte sich denn auch nur zu bald heraus, daß für den Kriegszustand überall Alles mangelhaft organisirt war. Wären

wir wirklich in den Krieg hineingezogen worden, dann hätten wir eine traurige Rolle spielen müssen.

Die ganze sogenannte Vertheidigung unserer Neutralität kostet unserer Bourgeoisie nicht viel. Sie hat sich ja doch vom Kriegsdienst losgekauft, und die vier Millionen, welche dem Ministerium dafür bewilligt wurden, wird Indien wohl wieder tragen müssen: denn daß sie aus eignen Mitteln bezahlt werden, dazu ist vorläufig noch keine Aussicht. Und unsere untern Klassen, die als Einberufene Mangel leiden mußten, sind geduldig.

Aber das Schlimmste in unserm gegenwärtigen Zustand ist, daß unsere innern Angelegenheiten an einer fast an Auflösung grenzenden Verwirrung leiden. Gegen Mitte Septembers wurde die diesjährige Kammersitzung eröffnet. Das erste bedeutendere Gesetz, das zur Berathschlagung kam, war das Budget für Ostindien, welches von unserem gewöhnlichen Budget getrennt ist. Dasselbe wurde in der zweiten Kammer angenommen mit einem Amendement des Abgeordneten Mirandolle, welches die Belohnung für die Kaffeepflanzenden Bewohner der Preanger Regentschaften mit der für die anderen Residentien gleichstellte. Bei der Berathschlagung über diesen Punkt widersetzte der Minister de Waal und die Minorität sich diesem Amendement, weil den Bewohnern der Preanger Regentschaften die im übrigen Java erhobene Landrentensteuer erlassen sei. Es stellte sich aber heraus — was übrigens bekannt ist — daß die Regierung sowohl als das Publicum mit den indischen Zuständen nicht vollkommen bekannt sind. In der ersten Kammer wurde indessen das Budget verworfen, weil der Minister de Waal inzwischen seine Demission genommen hatte. Ein anderer Grund wurde wenigstens nicht angegeben; ob derselbe aber hinreichend ist, um ein von der zweiten Kammer angenommenes Gesetz zu verwerfen, ist mindestens zweifelhaft; durch ein solches Verfahren verurtheilt man die Person und nicht die Handlungen eines Ministers. Dadurch ist ganz unmöglich geworden, daß das Budget rechtzeitig in Indien bekannt wird, und mit dem 1. Januar 1871 tritt dort eine budgetlose Zeit ein. Hätte Herr de Waal, oder ein neuer Colonial-Minister, sofort ein Creditgesetz vor die Kammer gebracht, dann hätte dem Uebelstand einigermaßen abgeholfen werden können. Aber statt einen neuen Minister zu bekommen, sahen wir alsbald das ganze Ministerium abtreten. Vom Kriegsminister war dieser Schritt erklärlich, da ihm die bei der Mobilisirung ans Licht getretenen Mängel zur Last gelegt wurden. Was aber die anderen Minister bewegen konnte, in einer so schwierigen Zeit ihr Amt niederzulegen, ist Allen ein Räthsel. Wohl hat das Ministerium Fock-van Boffe in den zwei Jahren seiner Regierung sehr wenig zu Stande gebracht, aber es hatte die Majorität der Kammer für sich. Zwar ist ein Portefeuille bei uns ein sehr unangenehmer Besitz. Die Kritik in und außer der Kammer wird nicht allein scharf

— denn dazu hat Jeder das Recht — sondern sehr häufig in kleinlicher, beleidigender Weise geübt. Man schämt sich nicht, die Person eines Ministers zu verdächtigen und ihm unverdiente heftige Vorwürfe zu machen.

So sind wir nun seit zwei Monaten ohne eine eigentliche Regierung, denn es ist noch nicht gelungen ein neues Ministerium zu bilden. Allen Parteien ist dasselbe angeboten, keine hat es bis heute angenommen \*). Die Conservativen sind in der Kammer zu schwach vertreten; die Liberalen, die seit dem Jahre 1848 unter der Führung Thorbecke's durchgängig die Majorität besaßen, sind in atomistische Fractionen zersplittert, von welchen jede einzelne lebensunfähig ist. Niemand hat die Kraft oder den Willen das Amt zu übernehmen. Männer, die im Stande wären, den Gang der Geschäfte fortzuführen, wollen ihre Stellung, ihren Namen und ihre Persönlichkeit nicht hergeben, um solche nicht in den kleinlichen Zänkereien der Kammern vernichtet zu sehen. Kaum wird der Name eines möglichen Minister-Candidaten genannt, so ist er den schamlosesten Angriffen ausgesetzt. Der Mißbrauch, den unsere Presse von ihrer Freiheit macht, wird nachgerade unerträglich.

Ein allgemeines Verlangen nach einem Manne, der die Zügel der Regierung mit kräftiger Hand ergreift, gibt sich kund. Die Niederländer haben das Glück gehabt, daß in schwierigen Zeiten, in entscheidenden Krisen sich tüchtige Männer an ihre Spitze gestellt und sie gerettet haben. Sollte das Volk auch solche Charaktere nicht mehr hervorbringen können? Bis jetzt ist der Retter noch nicht erschienen, und Niemand weiß, woher er kommen soll. Manche hoffen von Thorbecke noch etwas Gutes, aber ein Führer, der seine Partei nicht mehr zusammenzuhalten kann, wird wohl nichts Großes mehr leisten.

Und würde die Kraft eines einzelnen Mannes hinreichen, um ohne Mithilfe für ein ganzes Volk zu handeln, ja noch dazu dessen widerstrebende Elemente zu überwinden? In dem, was in den letzten Jahren bei uns geschehen ist, war kein leitender Gedanke, kein Plan, und was wir jetzt thun müssen, oder welchem Ziele man uns zuführen muß, ist ebenso im Dunkeln. Und doch weiß Jeder, daß es so nicht länger bleiben kann. Was soll aus unserer Zukunft werden?

Annexion, hört man hin und wieder mit einem Stoßseufzer äußern. Daß Manchem dieses Mittel, um zu einem vielleicht bessern Zustand zu kommen, unvermeidlich vorkommt, ist wohl erklärlich, aber traurig. Man spricht zwar leise davon, aber es ist doch schlimm genug, wenn ein Volk den Glauben an seine Zukunft verloren hat. Allerdings sind diese Stimmen noch vereinzelt — aber bleiben wir noch länger in unserem gegenwärtigen Zu-

\*) Seit Abfassung des Artikels unseres Herrn Correspondenten hat sich in den jüngsten Tagen ein Ministerium Thorbecke gebildet.  
D. Red.

stand, dann kann nicht ausbleiben, daß das verhängnißvolle Wort lauter und immer häufiger ausgesprochen wird. Daß das Gefühl der Hilfslosigkeit sich überall bemerkbar macht, zeigt nur zu deutlich der Rapport der Commission der zweiten Kammer für die vorläufige Untersuchung des Armeebudgets, worin es u. A. wörtlich heißt: „Könnte und wollte man auch ungeheure Summen für die Landesverteidigung ausgeben, so würde solches doch nur hoffnungslos sein, weil zweifelhaft wäre, ob auf diesem Wege die Selbständigkeit unserer Nation gesichert würde.“ Man gibt sich selbst in den Kammern lieber einer solchen Resignation hin, als Hand ans Werk zu legen. Und Arbeit, dringende Arbeit ist im Ueberfluß vorhanden, Arbeit die gethan werden muß. Unser Militärwesen muß reorganisiert werden, und unser Steuersystem gründlich verändert. Darüber ist Niemand im Zweifel. Aber die Bourgeoisie will ihr Leben dem Vaterlande nicht opfern, was sie nach dem einzig möglichen System, dem preussischen, doch thun müßte, und ebenso wollen die Reichen die Steuerlast lieber auf die Armeren schieben. Beide, Steuer- und Militärreorganisation sind unzertrennlich, denn ohne die erstere können wir die letztere nicht bezahlen. „Wir Holländer sind reich genug um die Kosten unserer Selbständigkeit zu bezahlen!“ hört man rufen; aber es ist gar nicht wahr, es ist eine Lüge, mit der man das Volk schon zu lange betrogen hat. Haben wir doch schon seit langen Jahren die Kosten unserer Haushaltung nicht bestreiten können! Womit sollen wir nun noch die erhöhten Bedürfnisse decken?

Der demoralisirende Einfluß unserer Colonialwirthschaft muß aufhören. Indien geht seinem Untergang entgegen und das morische Gebäude selbstsfüchtiger, kurzfristiger Handelspolitik droht einzustürzen und uns in seinem Fall unberechenbaren Schaden zuzufügen. Wer wird den drohenden Ausfall zahlen? Ihn zu tragen sind die „reichen Holländer“ zu arm!

Rechtspflege und Gesetzgebung sind mangelhaft; für jeden geordneten Staat ist dringende Pflicht, diese in gutem Zustande zu erhalten.

Man spricht hier wohl viel über den Wunsch Deutschlands uns zu annectiren: aber wer will die Erbschaft unserer sterbenden Nation unter solchen Verhältnissen antreten? Eine ungeheure Schuldenlast, jährliches Deficit, ausgefogene Colonien, die eine schwere Bürde zu werden drohen, gelähmte Volkswirtschaft und ein Volk, das an zuchtlosen Gebrauch der Freiheit gewöhnt ist — das Alles sind keine verlockenden Besitzungen. Und doch ist kein anderes Mittel um unsere Selbständigkeit noch so lange als möglich zu bewahren, als der nähere Anschluß an Deutschland.

Zuerst muß uns wirtschaftlich aufgeholfen werden. Unserm Handel, unserer Industrie müssen neue Abzugscanäle eröffnet werden. Die Zolllinie gegen Deutschland muß verschwinden und wir müssen uns mit dem Zollver-

eine vereinigen. Wohl hat Deutschland bis jetzt noch höhere Zölle als wir und wir würden eigentlich einen Rückschritt thun; aber die Vortheile, die uns das größere Arbeitsfeld bringt, wiegen bedeutend schwerer, als die Höhe an Eingangszöllen, die wir im Zollverein wahrscheinlich zahlen müßten.

Bei dem so bedeutend erweiterten Arbeitsfeld kann sich unsere Energie wieder heben, aber auch der Einfluß, den deutscher Unternehmungsgeist auf uns ausüben wird, muß uns sehr zuträglich sein. Mit einem Anschluß an den Zollverein müßte selbstredend unser coloniales Monopolssystem aufhören; unter der Concurrenz müßte der Handel erstarren, unter fremder Hilfe, fremder Initiative könnte auf unserem Boden so Manches zur Hebung unseres Wohlstandes gethan werden, was zugleich im Interesse unserer Nachbarn liegt.

Werden wir volkwirthschaftlich gehoben, und dadurch unsere Steuerkraft erhöht, dann können wir bei einem rationellen Steuersystem unsere Ausgaben selbst bestreiten und mit einiger Bereitwilligkeit auch für eine gute Landesverteidigung sorgen. Wir könnten dann einen Defensivvertrag mit Deutschland schließen, was augenblicklich eine Ungereimtheit wäre; denn unter den gegenwärtigen Umständen würde ein solcher Vertrag unserm Bundesgenossen nur eine Schwäche bereiten.

Unser Anschluß an Deutschland, der mehr und mehr eine Nothwendigkeit wird, muß langsam und freiwillig sein, und zwar unter der Bedingung, daß uns die größtmögliche Selbständigkeit gelassen wird. Zwang würde das Ziel immer weiter hinausrücken. Wir gehören wirthschaftlich und geistig zu Deutschland, aber unser früheres nationales Volksleben gibt uns dagegen Recht auf eine Sonderstellung und Unabhängigkeit. Geht indessen unser Dasein in ein bloßes Vegetiren über, — und wir sind auf gutem Wege dazu — dann verlieren wir allen Grund eigenen Bestehens.

Ist unsere Schilderung einseitig oder übertrieben? Man lese unsere Zeitungen, Monatschriften und Broschüren; überall findet man Klagen über die gegenwärtigen Zustände, entmuthigte Stimmung, Ermahnungen an das Volk und bittere Vorwürfe; und wiederum der Gegensatz: hochtrabende Phrasen von eigener Vollkommenheit, Selbstüberhebung, lügenhafte Vorstellungen und Geringschätzung Anderer. Man sieht, die Tradition unsere Vorfahren kämpft gegen Ueberzeugung und Wirklichkeit.

Möge diese kurze Skizze diejenigen in Deutschland, die vielleicht noch von Annexion der „reichen Niederlande und ihrer Colonien“ träumen, zur Ueberzeugung bringen, daß der Besitz unseres Landes seine großen Schattenseiten hat.